

(Nachdruck verboten.)

63

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Und mit breiter Gebärde wies Lucas auf die unter jungen Bäumen hervorleuchtenden Dächer mit den buntglasierten Ziegeln, die so fröhlich in den Strahlen der untergehenden Sonne erglänzten. Immer wieder kehrten seine Blicke zu diesen Häusern zurück, die ihm Lebewesen schienen, die sein Wort aus der Erde hatte heranzuwachsen lassen, und die er nun vordringen sah gleich einer friedlichen Armee, um die Zukunft auf den Trümmern des alten Beauclair und der Hölle aufzubauen.

Doch wenn bloß das Volk der Arbeiter auf der Crèche erfolgreich gewesen wäre, so wäre dies lediglich ein glückliches Ereignis gewesen, über dessen Folgen man hätte streiten können. Aber was dieses Ereignis entscheidend machte und ihm außerordentliche Bedeutung verlieh, das war, daß die Bauern von Combettes auch ihrerseits erfolgreich waren in ihrer Vereinigung und in der Association, die sich zwischen der Fabrik und dem Dorf gebildet hatte. Auch hier war man erst am Anfang, aber welche gewaltiger Reichtum kündigte sich bereits an! Seit dem Tage, da der Gemeindevorsteher Venfant und sein Stellvertreter Dromot sich unter dem Zwang ihrer Interessen versöhnt und alle kleinen Grundeigentümer der Gemeinde überredet hatten, sich zu vereinigen und ihre kleinen Bodenlappen zusammenzulegen, um ein einziges großes Gut von mehreren Hektaren daraus zu bilden, hatte der Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelt. Bis dahin schien, und besonders in letzterer Zeit, die Erde da Bankrott gemacht zu haben, wie auf der ganzen weiten Ebene der Roumagne, die, einst so fruchtbar, nun einen mageren Anblick bot mit ihren leichten, dünnstehenden Halmen. In Wirklichkeit war dies aber nichts anderes als die Folge der faulen Nachlässigkeit und der eigenwilligen Unwissenheit der Menschen, der veralteten Bewannungsmethode, des Mangels an Maschinen, an Dünger und an guten Einvernehmen. Welche überwältigende Lehre der Thatfachen ergab sich daher, als die Bauern von Combettes begannen, ihre Acker gemeinschaftlich als ein einziges großes Gut zu bewirtschaften. Sie kauften den Dünger zu billigem Preis, sie versorgten sich in der Crèche mit Geräten und Maschinen, wogegen sie dieser Getreide, Gemüse und Wein lieferten. Das bildete eben ihre Stärke, daß sie nicht mehr isoliert waren, daß sich, fortan unzerreißbar, das Band der Solidarität zwischen Dorf und Fabrik geschlungen hatte. Das, was so lange für unmöglich gehalten worden, die Versöhnung zwischen Bauer und Arbeiter, das war hier verwirklicht, der Bauer lieferte das nährnde Brot, der Arbeiter das Eisen, womit die Erde bearbeitet wird, damit das Brot auf ihr wachse. Wenn die Crèche Combettes bedurfte, so hätte Combettes nicht ohne die Crèche sein können. Nun war die Vereinigung vollzogen, die fruchtbare Ehe geschlossen, aus der die glückliche Gesellschaft der Zukunft entspringen sollte. Und welche wunderbare Schauspiel, das Wiedererwachen dieser Ebene, die gestern fast öde dagelegen hatte und sich heute mit reicher Ernte bedeckte! Inmitten der andern Acker, die noch unter dem Fluch der Uneinigkeit und Fahrlässigkeit litten, breiteten sich die von Combettes wie ein kleines Meer üppigen Grüns, das die ganze Umgebung mit Staunen und immer größerem Neid betrachtete. Solche Dürre, solche Unfruchtbarkeit gestern, und so viel Segen, so viel Ueberfluß heute! Warum also nicht das Beispiel derer von Combettes befolgen? Schon begannen die Nachbargemeinden sich für die Sache zu interessieren und sich darüber zu erkundigen, schon schickten sich einzelne an, das lodende Fenster nachzuahmen. Es verlautete, daß die Gemeindevorstände von Fleuranges, von Lignerolles, von Bonneheix, Associationspläne entworfen hätten und nun Unterschriften dafür sammelten. Bald wuchs wohl das kleine grüne Meer, vereinigte sich mit andern Meeren, dehnte seine Flut fruchtbareren Wachstums immer weiter und weiter, bis daß die ganze große Roumagne, so weit der Blick reichte, nichts als

ein einziges großes Gut, ein einziger Ocean von Halmen war, der ein ganzes glückliches Volk nähren konnte. Und diese Zeit war nahe, denn auch die nährnde Erde war auf dem Wege nach dem glücklicheren Zustand der Zukunft.

Oft machte Lucas zu seinem Vergnügen lange Spaziergänge durch die fruchtbaren Felder, und er begegnete dabei manchmal Feuillat, dem Pächter Boisgelins, der ebenfalls, die Hände in den Taschen, längs der Acker hinschlenderte und in seiner schweigsamen, verschlossenen Weise auf die reichen Ernten blickte, die aus dem so wohlbebauten Boden wuchsen. Lucas wußte, welchen großen Anteil der Pächter an den Entschlüssen Venfants und Dromots hatte, er wußte, daß er auch heute noch ihr Ratgeber war. Und er war höchst erstaunt, zu sehen, in welchem Zustand der Vernachlässigung Feuillat die von ihm gepachteten Acker ließ, so daß ihre schwach bewachsenen Flächen sich von denen von Combettes deutlich abhoben, neben ihrer reichen Fruchtbarkeit fast wie ödes Land erschienen.

Als sie eines Morgens miteinander auf einem Wege dahingingen, der die beiden Gebiete von einander schied, konnte Lucas sich nicht enthalten, den Pächter über diesen Gegenstand zu befragen.

Sagen Sie mir nur, Feuillat, schämen Sie sich nicht ein wenig, daß Sie Ihre Acker in so schlechtem Zustande lassen, wenn da gleich daneben die Ihrer Nachbarn so ausgezeichnet bewirtschaftet sind? Schon Ihr eignes Interesse sollte Sie zu fleißigerer und intelligenterer Bewannung drängen, zu der Sie auch, wie ich überzeugt bin, alle Fähigkeiten besitzen."

Der Pächter zeigte statt aller Antwort nur ein schwaches Lächeln. Dann sagte er mit plötzlicher Offenheit:

"O, wissen Sie, Herr Lucas, sich schämen ist zu viel Luxus für arme Teufel wie wir. Und was mein Interesse betrifft, so erfordert es, daß ich diesen Aedern, die nicht mir gehören, grade nur so viel abgewinne, als ich zum Leben brauche. Das thue ich, ich bebau sie, soweit es nötig ist, um Brot zu haben, denn ich wäre doch zu dumm, wenn ich sie düngen, wenn ich sie verbessern würde, da dies doch niemand andern zu gute käme als Monsieur Boisgelin, der mich hinauswerfen kann, sowie der Pacht zu Ende ist. Nein, nein! Damit man aus einem Feld ein gutes Feld mache, muß es einem selber gehören oder, noch besser, allen gemeinsam."

Er sprach mit grimmigem Spott von denen, die den Bauern zurufen: "Liebet die Erde, liebet die Erde!" O ja, er wollte sie schon lieben, aber nur, wenn sie auch ihn liebte, das heißt, er wollte sie nicht für andre lieben. Er wiederholte, sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater hätten sie unter dem Joch der Ausbeute geliebt, ohne andres davon zu haben als Leiden und Elend. Nun denn, er hatte keine Lust, sich länger so schamlos ausbeuten zu lassen, er wollte nicht länger der Narr des Pachtsystems sein, wollte nicht die Erde lieben, unverbren, befruchten, damit der Grundeigentümer ihm dann einfach die Mutter samt dem Kind, allen Ertrag seiner harten Mühe wegnehme.

Ein Schweigen folgte. Dann setzte er noch mit leiserer Stimme, im Tone konzentrierter Entschlossenheit hinzu:

"Ja, die Erde muß allen gehören, dann werden wir sie wieder lieben und bebauen. Bis dahin warte ich."

Lucas sah ihn betroffen an. Er hatte immer gewußt, daß der verschlossene Mann ein kluger Kopf war. Und nun kam hinter dem schlauen Bauern ein feiner Diplomat zum Vorschein, ein Reformator von klarem, weitvorschauendem Blick, der das Thatbeispiel von Combettes ins Leben gerufen hatte und noch immer leitete, zu einem noch fernabliegenden Zweck, den nur er kannte. Lucas vermutete die Wahrheit und wollte sich Gewißheit verschaffen.

"Wenn Sie also Ihre Acker in diesem Zustande lassen, so wollen Sie auch, daß man sie mit den benachbarten Feldern vergleiche und die entsprechende Lehre daraus ziehe? Aber ist dies nicht bloß ein Hirngespinnst? Niemals wird Combettes die Querdenke erobern und verschlingen können."

Wieder zeigte Feuillat sein stilles Lächeln. Dann sagte er zurückhaltend:

"Vielleicht, es müßte jedenfalls großes geschehen. Aber wer kann etwas vorauswissen? Ich warte."

Nachdem sie einige Schritte weiter gegangen waren, dachte er mit umfassender Gebärde auf die benachbarten Felder:

„Auf alle Fälle geht es hier vorwärts. Sie erinnern sich, was das für ein trostloser Anblick war, diese kleinen Felsen von Aedern mit den mageren Beständen. Und sehen Sie nun das hier! Auf einem einzigen großen Gut, mit gemeinsamer Bewirtschaftung, mit Hilfe der Maschinen und der Wissenschaft, vergehen sich die Ernten, das ganze Land wird nach und nach erobert. Ah, so was erfreut das Auge!“

Die heiße Liebe, die er der Erde bewahrte, die er, im eifersüchtigen Verlangen, sie nur für sich allein zu lieben, vor allen Menschen geheim hielt, strahlte aus seinen leuchtenden Augen, bebte im begeistertsten Ton seiner Stimme. Und Lucas fühlte sich überwältigt von dem mächtigen Hauch der Fruchtbarkeit, der ihn aus diesem Salmenmeer anwehte. Wenn er sich jetzt so stark fühlte auf der Crècherie, so war es durch das Bewußtsein, daß er hier einen reichgefüllten Speicher besaß, durch den ihm das Brot gesichert war, seitdem er sein kleines Volk von Arbeitern mit einem kleinen Volk von Bauern vereinigt hatte. Und ebenso groß wie seine Freude an seiner wachsenden Stadt, an dem Strom der Häuser, der immer weiter vordrang, um das alte Beauclair und die Hölle zu erobern, ebenso groß war seine Freude an dem Anblick der fruchtbaren Felder von Combettes, die ihrerseits ebenfalls vordrangen, sich durch die benachbarten Felder immer vergrößerten, bis das gewaltige Meer ihrer Halme von einem Ende der Roumagne zum andern seine Wogen rollte. Hier wie dort sah er die Früchte derselben segensreichen Thätigkeit, das Herannahen derselben Civilisation, die Menschheit auf dem Wege zur Wahrheit und Gerechtigkeit, zum Frieden und zum Glück.

Eine unmittelbare Wirkung des Erfolgs der Crècherie war, daß er den kleinen Fabriken der Gegend zu Bewußtsein brachte, wie vorteilhaft es für sie wäre, dem gegebenen Beispiel zu folgen und sich der Association anzuschließen. Die Nagelfabrik Chodorge, die ihr ganzes Rohmaterial von ihrer mächtigen Schwester bezog, war die erste, die sich mit dem Unternehmen der Crècherie verschmelzen ließ. Dann kam die Fabrik Hauffer, die Sensen, Sichel und Säbelklingen schmiedete, an die Reihe und wurde ein natürliches Glied der benachbarten Werke. Etwas schwieriger war die Sache bei dem Hause Vitande u. Co., das landwirtschaftliche Maschinen herstellte; der eine ihrer beiden Eigentümer war ein reaktionärer Mann, der sich jeder Neuerung widersetzte. Aber die Umstände waren so mächtig, daß er sich aus Furcht vor dem Ruin zurückzog, und der andere Gesellschafter beilegte sich, sein Etablissement der Crècherie anzuschließen. Alle diese Häuser, die in die unwiderstehliche Bewegung der Association und der Solidarität mit hineingezogen wurden, unterwarfen sich demselben Grundgesetz, der Teilung der Gewinne, die auf der Zusammenwirkung von Kapital, Arbeit und geistiger Kraft fußt. Sie waren alle eine einzige große, aus hundert verschiedenen Gruppen bestehende Familie, die immer neue Glieder ansetzte, sich bis ins Unendliche ausdehnen konnte. Und sie bildeten den Grundstock der Gesellschaft der Zukunft, die sich auf der Basis einer Neu-Anordnung der Arbeit aufbaute, die eine glückliche und freie Menschheit umfassen sollte.

In Beauclair war das Staunen, die Verblüffung, die Furcht auf den Gipfelpunkt gestiegen. Wie, die Crècherie sollte also immer nur weiterwachsen, sich durch jede Fabrik vergrößern, die sie auf ihrem Wege traf, heute diese, morgen jene, übermorgen wieder eine andre? Und die Stadt selbst, und die große Ebene draußen sollten ebenso verschlungen werden, sollten zu Anhängseln, zu Teilen, zu Organen der Crècherie werden? Die Geister wurden verwirrt, die Leute fingen an darüber zu grübeln, wo der wirkliche Vorteil eines jeden, die Möglichkeit des Glücks läge. In der Welt der kleinen Kaufleute wurde die Verwirrung immer größer, angefaßt von der sich täglich vermindernden Einnahmen, und viele fragten sich, ob sie nicht bald würden den Laden schließen müssen. Es wirkte daher wie ein Donnerschlag, als sich die Neuigkeit verbreitete, daß Cassian, der Gewürzträger und Weinhändler, mit der Crècherie einen Vertrag geschlossen hatte, wonach sein Laden zu einer einfachen Niederlage, zu einem Zweiggeschäft der Genossenschaftsmagazine wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Ueberreste.

Von Curt Grottenwig.

In dem Bohnerz der schwäbischen Alp, das schon so manchen interessanten Fund geliefert hat, wurden vor einigen Jahren Zähne gefunden, die menschlichen außerordentlich gleichen. Da die Erdkruste, der sie entstammten, ohne Zweifel in der Tertiär-Epoche abgelagert wurde, so umgibt sie von vornherein für die Wissenschaft eine große Bedeutung haben. Möchten sie nun einem Affen angehört haben, so waren dies sicher die „menschähnlichsten“ Zähne, die man je an einem Vierhänder kennen gelernt hatte, oder gehörten sie einem Menschen an, so hatten sie außerordentlich auffällige Merkmale, ganz abgesehen davon, daß sie der erste wirklich sichere Ueberrest eines Tertiärmenschen gewesen wären. Nähere Untersuchungen durch bedeutende Paläontologen — Gaudry in Paris, M. Schlosser in München — machten es nur wahrscheinlich, daß diese Zähne einem ausgestorbenen Menschenaffen (Anthropomorphen) angehörten, von dem auch sonst schon spärliche Ueberreste entdeckt worden sind. Der Zufall wollte es nun, daß Schlosser einen der aufgefundenen zehn Vadenzähne damals noch nicht kennen lernte, sondern ihn erst vor kurzem zu Gesicht bekam. Und gerade dieser Zahn hat seine eigene Geschichte. Nun muß man bedenken, daß bei einem Säugtier der Zahn gewissermaßen das Abbild des Tieres selber ist. Der Mensch ist, was er ißt, das kann man auf alle Säuger anwenden, und da die Zähne bei der Aufnahme der Nahrung eine Hauptrolle spielen, so sind sie dieser Nahrung entsprechend ausgebildet. So ist es nicht nur leicht, ganze Gruppen an ihrem besonderen Gebiß — man denke z. B. an die Nagetiere, Nüsseltiere, Einhufer, Maultiere — zu erkennen, sondern auch innerhalb jeder Gruppe hat wieder jede einzelne Art ihre individuelle Verzahnung. Nicht nur die äußere Form des Zahns, auch die Zahl und Gestalt der Höcker, der Verlauf der Schmelzleisten ist für jede Säugtierart ein charakteristisches Merkmal, an dem man sie erkennen kann.

So sind denn von vielen Tieren vergangener Erdperioden nur einige Zähne aufgefunden worden, und doch rekonstruiert man auf Grund dieser scheinbar geringfügigen Ueberreste die Gestalt des ganzen Wesens. Der Zahn nun, dem M. Schlosser jüngst im „Zoologischen Anzeiger“ seine Aufmerksamkeit widmet, besitzt noch eine weit frappantere menschenähnliche Gestalt als die übrigen Vadenzähne aus dem Bohnerz. Schlosser spricht ihn deshalb einer neuen Artgattung, dem Anthropodus (Menschenzahn) zu. Wie es nur vier verschiedene Gattungen von Menschenaffen giebt, Orang Utang, Schimpanse, Gorilla und Gibbon, so sind bisher auch nur wenige ausgestorbene aufgefunden worden, nämlich nur vier bis fünf. Der Pliopithecus, überhaupt der älteste Menschenaffe, aus dem mittleren Miozän, jenem ersten Abschnitt des Tertiär, und der Dryopithecus, stehen beide den heutigen Gibbons so nahe, daß sie ohne Zweifel in die Vorfahrenreihe der letzteren gehören. Außer diesen beiden Gattungen ist noch eine Schimpanse-Art und eine allerdings zweifelhafte Orang-Utang-Art aus Ostindien bekannt. Als fünfte ist dann im Jahre 1895 der berühmte Affenmensch Pithecanthropus, den Dubois auf Java entdeckte, hinzugekommen, falls man diesen überhaupt noch zu den Affen rechnen kann. Es braucht nicht gesagt zu werden, welchen hohen Wert alle diese Funde besitzen. Geben sie doch vielerlei Aufschluß nicht nur über die Vorfahren derjenigen Affen, welche dem Menschen körperlich am ähnlichsten strukturiert sind, sondern auch über die Gestalt der Ahnen des Menschen selbst, denen jene fossilen Menschenaffen zum Teil viel näher stehen als die Lebenden.

Nun kommt also eine neue Art, ja sogar eine neue Gattung von Menschenaffen hinzu: der Anthropodus, der Menschenzahn-Affe. Während die übrigen im schwäbischen Bohnerz gefundenen Vadenzähne einem Dryopithecus, der bereits bekannt war, zugeschrieben werden müssen, ist der eine Zahn demjenigen des Menschen so ähnlich, daß schon die feinsten Unterschiede hervorgehoben werden müssen. Gibbons und besonders ihre Vorfahren, manche Dryopithecus-Arten, haben an ihren Vadenzähnen schon Anklänge an die stumpfe, breite niedere Gestalt der Höcker, wie sie den menschlichen Vadenzähnen eigen sind. Deshalb wurden auch die Gibbons, respektive die Dryopithecus-Arten, bisher dem Menschen am nächsten gestellt, den Pithecanthropus natürlich ausgenommen. Nun schlägt aber offenbar der Menschenzahn-Affe, was das Gebiß betrifft, alle Nebenbuhler in der Menschenähnlichkeit aus dem Felde. Denn vom Dubois'schen Affenmenschen sind keine Zähne bekannt, er steht demnach hier hors de concours. Auf den ersten Blick gleicht der Vadenzahn des Anthropodus demjenigen eines Menschen vollständig. Die Höcker sind ebenso niedrig und ebenso wenig hervortretend. Nur eine detaillierte Vergleichung ergibt, daß der menschliche Vadenzahn etwas kürzer, die Schmelzleisten größer, die Höcker etwas massiver und höher, das Relief im ganzen etwas unregelmäßiger ist als beim Vadenzahn des Anthropus. Aber was sind das doch für geringfügige Unterschiede, um wieviel geringfügiger zum Beispiel als zwischen dem Gebiß dieses Affen und dem des Dryopithecus. Die Stellung des Menschenzahn-Affen würde indes viel genauer zu ermitteln sein, wenn das Alter der Schicht genau zu bestimmen wäre, in der er gefunden wurde. Die schwäbische Bohnerze enthalten Säugtierreste aus verschiedenen Stufen des Tertiärs, einige reichen sogar bis in das Diluvium hinein. Schlosser hält es für wahrscheinlich, daß der Vadenzahn des Anthropodus aus dem oberen Pliocän stammt, also aus der letzten

Stufe des Tertiärs. Deshalb möchte er auch den Menschenzahnaffen nicht in die direkte Ahnenreihe des Menschen stellen. Denn dieser hat wohl ebenfalls bereits im letzten Abschnitt der Tertiärzeit gelebt, wie alle übrigen Gattungen von jetzt lebenden Säugetieren damals bereits existiert haben. So schnell, meint Schloffer, kann sich der Mensch nicht aus dem Anthropodus entwickelt haben. Dieses Argument ist freilich nicht stichhaltig, denn die Theorie Darwins von der ganz allmählichen Entwicklung, die über unzählige Generationen hinweggehen und lange Zeiträume in Anspruch nehmen muß, ist doch durch neuere Untersuchungen völlig widerlegt worden. Daß ein Weibchen mit einem Anthropodus-Wadenzahn in wenigen Jahrhunderten, vielleicht noch schneller in einen Menschen übergehen kann, dessen Wadenzähne doch genau denselben Bauplan aufweisen, ist vielleicht ebenso sicher wie die Tatsache, daß der Kulturmensch in kurzer Zeit eine Reduktion seiner Zähne, z. B. den Verlust der „Weisheitszähne“ erfahren hat. Als der Mensch seinen Geist nur zu der Höhe entwickelte, wie wir sie an den ältesten Steinzeiten schon konstatieren, konnte er seine Nahrung ganz anders zubereiten, als vorher, wo er nur auf die Zähne angewiesen war. Dieses Aufklopfen der Knochen, gar die Einführung der Feuerung, mußte den Zähnen sofort eine ganz andre Entwicklungsrichtung geben. Vor allem wurde der Eckzahn, der bei allen Menschenaffen noch spitz ist und isoliert dasteht, unnötig, infolge von Nichtgebrauch bekam er dieselbe simple Form wie die benachbarten, und die Lücke schloß sich. Die Kürze der Zeit ist jedenfalls kein Grund, warum nicht eine Tierart aus einer andern hervorgegangen sein könnte. Andererseits wäre es allerdings läßlich, den Menschenzahnaffen als den direkten Ahnherrn des Menschen hinzustellen, bloß auf den einen Wadenzahn hin. Es braucht sich auch hier nur um eine partielle Ähnlichkeit eines Affen zu handeln, wie denn überhaupt ein Affe in diesem, der andre in jenem Punkte gleiche Merkmale wie der Mensch besitzt. Es ist daraus gefolgert worden, daß kein bisher bekannter Affe der Ahne des Menschen ist, sondern daß einige nur mit diesem Ahnen verwandt sind und darum bald in diesen, bald in jenem Punkte dem Menschen gleichen. Das ist gewiß der vorsichtigste Standpunkt, den man einnehmen kann. Aber man darf auch nicht verkennen, daß überhaupt die tremenden Merkmale vom Menschen und vielen Affen nur sehr geringfügig sind, daß die geistige Entwicklung des Menschen und sein strikt aufrechter Gang doch alle die Eigenschaften leicht erklären, die ihn von den Affen trennen. Daher wäre es gar nicht undenkbar, daß von den fossilen Menschenaffen des Miozän und Pliozän einige wirklich in die direkte Abstammungsreihe des Menschen gehörten. Der Pliopithecus ist der älteste bekannte Menschenaffe, er kann sehr wohl der Stammvater aller andren Antropomorphien und des Menschen sein. Dann kommen die Trpopythecusarten, die im Gebiß dem Menschen außerordentlich gleichen. Ihnen steht wiederum der Menschenzahnaffe nahe, der seinerseits eine noch kürzere Brücke zum Menschen darstellt. Etwa zu gleicher Zeit lebte der Pithecanthropus auf Java. Im südlichen Asien elste auch bei andren Säugetieren, zum Beispiel beim Pferd, die Entwicklung der europäischen voraus. Aus einem Menschenzahnaffen oder einem diesem nahestehenden Wesen konnte dann sehr wohl der Dubois'sche Affenmensch entstanden sein.

Der Abstand zwischen Pithecanthropus und Mensch ist nun vollends sehr klein. Er wird noch kleiner, wenn man den berühmten Neanderthal-Menschen, wie dies jetzt G. Schwalbe im Donner Jahrbuch thut, als ein vom Gegenwartsmenschen spezifisch verschiedenes Wesen auffaßt. Der Ueberrest von diesem in seiner vorzeitlichen Existenz früher angezeifelten Wesen besteht in einem Schädel, der sich durch affenartige Merkmale, geringen Gehirnräum, fliehende Stirn und starke Augenbrauenwülste auszeichnet. Der Schädel ist sicher das älteste Fragment, das wir von einem Menschen besitzen, es entstammt wahrscheinlich auch einer Zeit, die der Vergleicherung Mittel-Europas vorausging und die nahe an die Grenze des Tertiärs rückt. Insofern wäre die geringe Schädelkapazität des Neanderthal-Menschen leicht erklärlich, dieser würde wiederum eine Lücke ausfüllen zwischen dem Pithecanthropus und dem Menschen, wie er seit Beginn der jüngeren Steinzeit auf der Erde wandelt. Doch schließlich ist es ganz gleichgültig, ob der Neanderthal-Mensch als eine andre Art der Menschengattung aufgefaßt wird oder ob man sich damit begnügt, ihn als einen Menschen mit affenartigen Schädelmerkmalen hinzunehmen. Wichtiger ist, daß dieser Neanderthal-Schädel wirklich das Fragment eines vorgehichtlichen Menschen ist, und das hat G. Schwalbe überzeugend nachgewiesen.

Es sind leider nur ganz wenige und dürftige Ueberreste vom Menschen jenseits der jüngeren Steinzeit bekannt. Darum ist die vorgeschichtliche „Echtheit“ des Neanderthal-Schädels von größter Bedeutung. Nebstigns entspricht das Vorhandensein affenartiger Merkmale an diesem Schädel auch den bedeutendsten Funden der älteren Steinzeit. Denn die menschlichen Wadenzähne von Tanbach bei Weimar und der Schädel von Gales Hill in Kent, die beiderseits Affencharaktere aufweisen, stammen, wie es Hugo Möller vor einigen Monaten in der „Zeitschrift für Naturwissenschaften“ wahrscheinlich gemacht hat, ebenfalls aus einer Zeit, die nahe an das Tertiär herandrückt. In Beginn des Diluviums war die Gestalt des Menschen also wahrscheinlich noch etwas mehr dem Affentypus ähnlich als heute, und kurz vorher in der obersten Stufe des Pliozäns ist jener wahrscheinlich aus einem wirklichen Affen entstanden. Der Menschenzahnaffe und besonders der Affenmensch haben uns die Formen figiert, die der Menschenahne bei seinem Uebergang von

einem echten Affen zu einem echten Menschen zeitweilig besessen hat. So sind wir denn über den hauptsächlichsten Entwicklungsgang des Menschen hinreichend unterrichtet, es kann sich jetzt nur noch um Kleinigkeiten handeln. Und für sich ist ja schon der Abstand zwischen einem heutigen Schimpanse etwa und einem Menschen nicht groß. Linné rechnete den Menschen seinem Körper nach zu den Affen, und Guxley erklärte, daß der Unterschied zwischen dem niedrigsten und dem höchsten Affen größer sei, als der zwischen diesem und dem Menschen. Der bedeutende Paläontologe Bittel sagt, der Mensch schließt sich aufs engste den Affen und namentlich den Catarchinen (altweltlichen Affen) an, daß es schwer halte, eine scharfe anatomische Grenze zwischen beiden zu ziehen. Aber auch die geistigen Fähigkeiten sind gleicher Art, wenn auch nicht von gleicher Stärke wie beim Menschen. Nicht einmal eine Sprache fehlt den Affen, wie des Amerikaners Garner interessante Experimente denen gezeigt haben, die nicht bedachten, daß auch noch sehr viele andre Tiere für verschiedene Empfindungen und Beobachtungen verschiedene Laute haben, durch welche sie sich mit ihresgleichen verständigen. Wer je einen Affen beobachtet, der wird immer wieder verblüfft sein über die vielen kleinen und doch so charakteristischen Züge, die er mit dem Menschen gemeinsam hat. Die großen menschenähnlichen Affen haben nun vollends in ihren besten Augenblicken eine fast beschämende Ähnlichkeit mit dem Herrn der Schöpfung. Leider fühlen sich aber diese Tiere als Tropenbewohner in unsren Kläfigen meist so wenig behaglich, und gehen so schnell an Krankheit zu Grunde, daß wir über die Bildungsfähigkeit dieser Tiere wohl noch immer nicht hoch genug denken. Auch das Freileben der großen Menschenaffen ist noch weit weniger erforscht, als man bei so außerordentlich hochstehenden Tieren vermuten sollte. Es ist ja nicht so leicht, diese Gibbons, Schimpanzen, Orang-Utangs in den heißen, ungesunden und gefährlichen Wäldern Afrikas und der Sunda-Inseln zu beobachten. Je näher man sie aber bisher kennen gelernt hat, je mehr man von ihren Ahnen aus früheren Erdperioden erfahren hat, um so sicherer wird es, daß der Mensch nicht eine selbständige Säugetier-Ordnung bildet, daß er nicht einmal eine Unterordnung, sondern höchstens nur eine Familie, vielleicht auch, wie Linné meint, eine Gattung der Affen darstellt. —

Kleines Feuilleton.

— „Kauf's an Lafendl!“ Die Wiener „Abendpost“ schreibt, Wenn die schöne Johanniszeit kommt, ertönt ein alter Ruf wieder im Name des Stephansturmes. Da sind sie, die Frauen, die mit getrocknetem Lavendelkraut durch die Straßen Wiens ziehen und in einformigem, im Wechsel der Zeiten unverändert bleibendem Gesang den Ruf ertönen lassen:

„Kauf's an Lafendl,
Zwa Kraizn a Bischl Lafendl,
An Lafendl kauf's.“

Büschel des Lavendelkrautes aus der an aromatischen Kräutern reichen Familie der Lippenblütler werden mit diesem eigenartig ammutenden Wiener Rufe ausgedoten, der den letzten Kreuzer überleben und sich dem neuen Kurs und der neuen Währung schwerlich anpassen wird. Die Wienerinnen legen das würzige Kraut gern unter die schimmernde Wäsche im Kasten. Dort bleibt es liegen, durch die Eintrocknung nichts am Dufte verlierend. Ein Jahr lang parfümiert es so das Leinzeug. Mit nächstem Sommer wird das Lavendelkraut ausgetauscht, wenn der Ruf: „Kauf's an Lafendl!“ an die neue Lavendelzeit mahnt. Lavendel ist mit anderen aromatischen Lippenblütlern, wie namentlich dem Rosmarin und dem officinellen Salbei, eigentlich im Gebiete der Mittelmeer-Flora zu Hause, wurde aber zeitig durch die Benediktiner in unsere Gärten eingeführt. Er hat eine ähnliche Geschichte wie der unsren Aelpler so vielgesagte Rosmarin, von dem man garnicht glauben möchte, daß er importiert ist. Und doch kann man schon aus dem Namen der Pflanze auf die fremde Herkunft schließen. Denn Rosmarin ist lateinisch, es bedeutet dem Wortsinne nach: ros marinus, das ist Meerros, und weist deutlich auf die Heimat des Krautes am südlichen Meeresstrande hin. Während Lavendel und Rosmarin jetzt nur mehr wegen des Duftes gepflanzt werden, waren sie einst in Deutschland wichtige Küchenkräuter. Eine ähnliche Bewandnis hatte es mit dem nach verwendeten Salbei, von dem der alte Hieronymus Boer, genannt Traagus, schreibt: „Under allen Teutschen kreutern ist nichts breuchlicheres denn Edel Salbey, würt nicht unbillig als eyn köstliche würtz inn die Stuchen und Keller geordnet.“ Salvia, Salbei, klingt an das lateinische salveo = bin gesund an. In der That war nämlich die Pflanze auch zu Heilzwecken gebraucht. Lavandula, Lavendel, hinwiederum erinnert an lavo = ich wasche, ich habe. Lavendel war eines jener Kräuter, die als Wädrzuzug verwendet wurden. Solcher Wädrkräuter gab es grade unter den Lippenblütlern mehrere. Welcher Abstand von diesen Kräuterbädern zu den Wädrkuren von heute, die den Körper mit Elektrizität oder Kohlensäure durchfluten lassen! Nicht ohne Bedeutung verteilt Perbita im „Winternärgen“ an die Männer mittleren Alters Blumen, unter denen sich der duftige Lavendel (mit Münze, Majoran und Ringelblume) befindet. Würzige Pflanzen sollten noch jetzt verbreiteten Volksalanda den „böien Wesen“ widerstehen. Es ist ein ammutiges Stück Kulturgeschichte, an das wir durch den grade jetzt von der Straße tönenden Ruf erinnert werden: „An Lafendl kauf's!“ —

Musik.

Thomas Koschat ist da! Wer je einmal von diesem Künstler durch sein weltberühmtes Verlassen-Lied gehört, wird wohl eine kleine Erregung verspüren, sobald er vernimmt, das „Koschat-Quintett“ werde seine Gesänge bringen. Man verwechsle nun ja nicht diese Darbietungen mit Unterhaltungsware und diese fünf schwarzen Herren auf der Gartenbühne des Belle-Alliance-Theaters nicht mit gewöhnlichen Dresskünstlern. Es handelt sich um die mit guter Songeskunst durchgeführte Wiedergabe einer vielleicht ganz einzigartigen Volksliedkunst, der des kärntnerischen mehrstimmigen Männergesanges. Dem, was diese österreichische Alpenprovinz gegenüber der sonstigen, allermeist einstimmigen Volks-gesangskunst zu bieten hat, kommen nur noch wenige in der Musikgeschichte bekannte Fälle mehrstimmiger Nationalgesänge nahe. Um so eher wird es sich empfehlen, der Sache auf den Grund zu gehen.

Schon die kärntnerische Art des bajubariischen Dialekts giebt diesem Gesang eine passende Grundlage. Die ist Dösterreich auch sonst vorkommende Scheidung der beiden Vokale a und ä, jener hell, dieser dunkel, beide freilich auch im einzelnen abgestuft, tritt hier besonders reizvoll hervor, z. B. in „Kärnterland“; dazu dann die dem Norddeutschen ferner liegenden eigentümlichen Diphthonge ia, ua, üa usw. (liab, thuat, Wüable.) Reicher als in Raabargegenden sind die Verfleinerungs-Endungen. Während sonst der bajubariische Stamm sich mit dem -l und (zumal in Zinnerösterreich) dem -erl, der schwäbische mit dem -le zu begnügen pflegt, hat sich das Kärntnerisch sowohl der einen wie der andern Endungen bemächtigt, zum Teil sogar in Vereinigung. Das -l, eventuell -el, ergiebt Bildungen wie Diandl, Schlanfl, Hansel. Die Füllung durch ein r zu -erl ist nun vornehmlich beliebt: Engel, Gofcherl, Hügerl, Kinderl, Waderl, Quaterl, Pfasterl, Weigerl; und eine Zugabe: „Das Walladerl vom Ritterl“, von Wofol Kircherl), treibt dieses Viehhäbereierl mit Womnerl aufs Spizerl. Die schwäbische Form -le ergiebt: Wüable, Diandle (stärkerend mit Diandl), Schringel, Glöckle, Gwandle, Herzle, Omofchle, Priamle, Weibtle. Erweiterung: -elo, in Dreschele (ein Vogel), Partele — soviel wie Liedchen; „Mei Partele“ ist eines der lieblichsten, feinsten Quintette des Koschat-Programms. Schließlich verbinden sich beide Diminutivformen zu -erle: neben Partele steht Partelerle, neben Schlanfl steht Schlanflerle.

Nun bringt zu diesen Endungen, die doch vokalisches nicht über das blasse o des Neuhochdeutschen hinausgehen, die Declination des Hauptwortes ein in unsrer Sprache fast unbekanntes Endungs-a hinein, etwa als ein Rest aus dem Althochdeutschen zu deuten und für den Gesang, der ja im Deutschen nicht eben vom Vokalismus begünstigt ist, von unsäglichem Wert. Der dritte Fall (Dativ) der Eingahl läßt zwar das Wort Hansel unverändert, macht aber aus Diandle ein Diandlan, aus Kirchle ein Kirchlau und aus Jagtle (wie ein Jartalan, also sogar mit Rückwirkung des Schluß-a auf die vorletzte Silbe. Bei Wüable tritt das a nach vorn: Wüabal. Während nun zwar Pleamerl in der Mehrzahl zu dem gewöhnlichen Pleamerln und Jahl zu Jahl'n wird, lehrt sonst das dativeische -an als Plural-Endung in jedem Kasus wieder: Wachsln, Blüamln, Diandlan, Fischln, Gamsln und neben Kugln auch Kuglerln.

Der poetische Gehalt der Lieder ist bemerkenswert, wenn auch nicht außerordentlich. Die in österreichischer Kunstweise so reichlichen Bilder kommen hier spärlich, aber eindringlich („Wie der Stan af der Sträßln, ka Diandle mag mi!“ heißt es im „Verlassen“). Viel wird erzielt mit Eigenschaftswörtern, namentlich mit gehäuften. Der Inhalt zeichnet sich durch eine eigentümliche Verbindung von Humor und Gefühlstiefe aus, ist aber leider häufig auf ipsohaste Pointen beschränkt.

Auf diesem dichterischem Grund nun baut sich die Musik vorwiegend in Quartetten und Quintetten auf. Das in Berlin ebenfalls schon bekannte kärntnerische Liederpiel „Am Wörthersee“ bringt in der Hauptsache nur Einstimmiges. Das Quartett ist die gewöhnliche Kombination zweier Tenore und zweier Bässe (Bariton und Bass). Das Quintett fügt zu diesen vierten hier noch einen tiefen Bass hinzu; bin ich recht berichtet, so kommen in Kärnten auch Quintette mit drei Tenoren vor, von denen die zwei unteren mit den Bässen die harmonische Füllung zu der Melodie des oberen geben. Jedenfalls zeichnet sich der erste Kärntner Tenor durch eine beträchtliche Höhe und durch ein weiches, dem Weiblichen nahest Kopftönen-Registrier aus. — Die Stärke der sehr schlichten Kompositionen liegt in der volkstümlichen Melodik, mit manchen zierlichen und heiteren Wendungen, doch ohne Koloraturen; die unteren Stimmen sind vorwiegend harmonisch, seltener selbstständig geführt, so daß das Ganze als homophon, nicht als polyphon zu bezeichnen ist. Mehrere Quartette sind Unterlagen für ein Solo und operieren dann mit „Vrammchor“ und ähnlichen Effekten. Der Rhythmus bleibt bei der allbekanntesten Einförmigkeit.

Die fünf Herren sind Mitglieder der Wiener Hofoper. Hell leuchtet hervor der kräftige Klang des ersten Tenors, mit einer zarten, weichen und doch qualitätsreichen Höhe. Von einer schon weit zurückliegenden Gelegenheit, da ich dieses Quintett anderswo hörte, ist mir jedenfalls dieser Tenor als der nützlichste in Erinnerung. Herr Koschat macht den tiefen Bass, sofern ihm nicht die Quartette Pause vergönnen. Er hat wohl sein Leben lang um seine Kunst schwer ringen müssen. Seit 30 Jahren sind diese von ihm gedichteten und komponierten Lieder, denen sich einige von

andren Komponisten anschließen, viel gekannt; ob auch toll auf gewürdigt, möchte ich bezweifeln. Der nun 56jährige Mann zeigt, seit ich ihn zuletzt sah, noch ungebrochen die imposante Gestalt und Haltung; die schwermühtige Durchfurchung seines Angesichts, die mit dem Humoristischen in seinen Darbietungen kontrastiert, ist wohl noch schärfer geworden. — Alles in allem werden wir zwar nicht das verhältnismäßig Primitive, das gegenüber einer noch auf möglichen Steigerung dieser Volkskunst hier waldet, überschätzen. Allein so, wie diese Darbietungen mit ihrem kulturhistorischen, dichterischen, kompositorischen und gesangstechnischen Wert nun einmal sind, dürfen wir von Glück sagen, sie zu besitzen und in diesen Tagen bequem genießen zu können. — sz.

Humoristisches.

— Das Fleisch ist schwach. Der Predigtamtskandidat Mieselötter ist bei Kommerzienrats zum Souper geladen. Vor seiner eventuellen Anstellung als Hauslehrer und Förderer einer garantierten christlichen Weltanschauung wollen sich die Herrschaften davon überzeugen, ob man den blonden Kandidaten, den Sohn einfacher aber ehrlicher Leute, auch bei einer Gesellschaft zeigen kann.

Mieselötter bestimmt sich tadellos. Er sitzt sehr gerade bei Tisch, spricht nur, wenn er gefragt wird, und lächelt demütsvoll und beglückt, wenn man das Wort an ihn richtet. Die Verpflegung bei Kommerzienrats ist wie immer ausgezeichnet. Besonders der goldene Niddesheimer, von dem man eine ganze Flasche vor ihm auf den Tisch gestellt hat, mündet dem Kandidaten vorzüglich. Trotz alledem bringt es aber Mieselötter bei der ihm eigenen gottgefälligen Schlichtheit einfach nicht fertig, sich selbst zu bedienen, und die andern nötigen ihn auch nicht zum Trinken, weil sie dem angehenden Gottesmanne dergleichen sündhafte Neigung nicht zutrauen. Auf diese Weise kommt unser Mieselötter nicht so recht zum freien Genuß des herrlichen Weins, wie er es im stillen wohl gern möchte.

Blühlich versagt der Beleuchtungsapparat und die ganze Gesellschaft ist in tiefes Dunkel gehüllt. Da packt den armen Kandidaten die sündige Lust mit teuflischer Gewalt. Die Flasche ergreifen, angesetzt und nach ein paar kräftigen, langen Zügen wieder lautlos vor sich hingestellt, war die That eines dunklen Augenblicks.

Als es wieder hell ist, steht die fast geleerte Flasche Niddesheimer grade vor Mieselötter mitten in einer Schüssel mit Schlaghahn.

— Der heimtückische Landwehrmann. „Natürlich, mit diesem Bauch sind Sie unbrauchbar für den Dienst des Landesherren; das war ja wohl auch Ihre niederträchtige Absicht!“ — („Eimpl.“)

Notizen.

— Testamentkünstler. Der Schriftwechsel zwischen Klinger und E. M. Geyger geht weiter. In der Beweisführung suchen beide sich auf Stellen aus Briefen der Frau Dr. Meyer zu stützen. Geyger will beweisen, daß ihm das Geld — wenigstens die 9000 M. — ohne jede Verpflichtung geschenkt worden sei. Klinger beharrt darauf, daß die Errichtung einer Stiftung beabsichtigt gewesen.

— Authentische Ausgabe von Charles Dickens' „Berken“ heißt die große Gesamtausgabe, die von der Londoner Verlagsgesellschaft „Chapman u. Hall“ in 21 großen Oktavbänden seit Jahren vorbereitet wird. Die Ausgabe enthält alles, was Dickens geschrieben hat und wird auch die Illustrationen der ersten Ausgaben bringen.

— Die Aufführung von Tolstoj's „Macht der Finsternis“ wurde in Danzig verboten.

— Geodor von Zobellich und Aloys Prasch arbeiten gemeinsam an einem Lustspiel, das im Laufe des nächsten Winters an einer hiesigen Bühne in Szene gehen soll.

— In der vom anthropologischen Institut für Großbritannien und Irland herausgegebenen Zeitschrift „Man“ wird eine Mitteilung von einer vorgezeichneten Schädelreparation gemeldet. Es handelt sich um einen Schädel, der in Sallanches gefunden wurde und jetzt dem Museum in Chambéry gehört. Dieser Schädel zeigt eine Trepanation von einer Ausdehnung, wie sie bisher noch nicht beobachtet worden ist, nämlich 71 bzw. 60 Millimeter. Das sie am Lebenden ausgeführt wurde, geht u. a. aus der regelmäßigen Knochenmarbe hervor, die sich über die ganze Länge der Wunde ausdehnt. Nach den andern Fundumständen scheint der Schädel aus der Bronzezeit zu stammen. Die Trepanation läßt die große Widerstandsfähigkeit erkennen, die vorgezeichnete Völker für chirurgische Eingriffe besaßen.

t. Der direkte Schiffsverkehr zwischen Liverpool und Chicago ist durch die Ankunft des ersten Dampfers von der amerikanischen Vimenstadt im englischen Hafen eröffnet worden. Der große Frachtdampfer ist aber beim Durchfahren durch die großen Seen und die Verbindungskanäle auf so viele Hindernisse gestoßen, daß der Versuch nicht als besonders erfolgreich betrachtet werden kann.

e. Gute Geschäfte könnten die Abonnenten des französischen Staatsanzeigers „Journal officiel“ durch den Weiterverkauf dieses Blattes an den Papierhändler machen. Die Zeitung ist so umfangreich, daß ihr jährlicher Papierwert 200 Frank repräsentiert, was beim Verkauf einen Reingewinn von 150 Frank abwerfen würde.